

Die Überfahrt

(Hamburg, Frühjahr 1863)

Theresa Bruckner stand an der Reling des Schiffes und schaute mit beklommenem Herzen auf den Hafen zurück, der im morgendlichen Dunst allmählich verschwand. Ihre Hand umklammerte fest das Kopftuch, das sie sich tief ins Gesicht gezogen hatte, so, als könnte sie damit die eisige Kälte aufhalten, die in ihr hochstieg. Nur gedämpft vernahm sie die aufgeregten Stimmen der anderen Reisenden, die einen wehmütigen Blick auf ihre Heimat warfen. Oh! Vielleicht zum ersten Mal in dem Trubel der letzten Wochen erkannte sie mit völliger Klarheit, dass sie nie mehr zurückkehren würde. Die schemenhaften Umrisse der Hafengebäude wären das Letzte, was sie an die Heimat erinnern würde. Ein endgültiger Abschied von ihren Eltern, ihren Geschwistern, der kleinen Schmiede, die ihnen ein Auskommen gesichert hatte. Es war nicht viel gewesen, gewiss, aber ihr hatte es gereicht.

„In Amerika wird alles viel besser!“, hatte ihr Mann voller Enthusiasmus prophezeit. Er war berauscht von dem Gedanken an Freiheit und welche Möglichkeiten sich ihm eröffnen würden.

„Ich bin Schmied! So etwas suchen sie dort drüben!“

Dort drüben! Wie oft hatte sie diese Worte in den vergangenen Wochen und Monaten gehört, manchmal auch verwünscht!

Einige Möwen flogen kreischend um die Masten des Schiffes und Theresa hob gedankenverloren den Kopf. Wie gerne würde sie sich jetzt in einen Vogel verwandeln und einfach wieder zurückfliegen! Aber es gab kein Zurück. Sie hatte eingewilligt oder sich in endlosen Diskussionen überreden lassen, und nun war sie hier. An dem Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab. „Oh Herr! Gib mir Kraft!“, betete sie inbrünstig.

„Mama, sieh die Vögel! Sie fliegen mit uns!“, erklang die begeisterte Stimme ihres Sohnes. Seine pummelige Hand streckte sich den Vögeln entgegen, als wollte er sie ergreifen.

„Oh, Thomas! Sie begleiten uns nur ein Stück, dann kehren sie um!“, erklärte sie voller Sehnsucht.

„Wirklich! Zu Oma und Opa?“

Sie schluckte die Tränen hinunter und presste ein mühsames „Ja“ heraus. Ihre Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Zitternd tastete sie nach der Hand des Kindes, suchte Trost und Halt ausgerechnet bei ihrem Sohn. Für ihn taten sie all dies. Damit er es einmal besser hatte!

„Stell dir nur vor, welche Zukunft er in Amerika haben wird! Es wird großartig!“, hatte ihr Mann versucht sie zu begeistern.

„Aber er hat doch auch hier ein sicheres Zuhause!“

„Sicher!“, hatte er gelächert. „Bei dir muss immer alles sicher sein und seine Ordnung haben! Fortschritt ist nicht sicher! Man muss Risiken eingehen, wenn man etwas erreichen will!“

Wie konnte sie, als Mutter, ein kaum dreijähriges Kind irgendeinem Risiko aussetzen?

Eine kräftige Hand umschlang ihre Hüften und eine dunkle Stimme jubelte voller Freude in ihr Ohr:

„Resi, Resi, ist es nicht wunderbar! Oh, riechst du die Luft? Ich schmecke das Salz auf meiner Zunge! Komm, lass uns nach vorne gehen!“

Tränen schimmerten in ihren Augen, als sie ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes legte: „Oh Jonathan!“

„Komm Mädchen! Schau nicht zurück! Wir gehen nach Amerika, ins gelobte Land! Dort, wo uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen!“

„Ach du!“, wehrte sie ihn entrüstet ab, aber ein klein wenig fühlte sie sich besser. „Weißt du, ich dachte an meine Eltern und unsere...“

„Wir werden Briefe schreiben!“, lachte er sorglos. „Wir sind doch nicht aus der Welt!“

„Ja, aber ich werde sie nie mehr wieder sehen!“

„Wie kannst du so etwas sagen? Wir werden so viel Geld verdienen, dass wir uns die Reise mehrmals leisten können! Stell dir vor, was deine Eltern sagen werden, wenn wir als reiche Leute heimkehren!“

„Meinst du?“

„Aber ja! Du hast doch die Anwerber gehört! In einem Land, in dem Milch und Honig fließen, werden auch wir unser Auskommen haben. Sonst würden ja nicht so viele Leute gehen!“

Unsicher blickte Theresa auf die Mitreisenden, aber alle schienen in Hochstimmung zu sein. War sie undankbar? Widerwillig ließ sie sich von der Hand ihres Mannes nach vorne ziehen, dort, wo die Spitze des Schiffes nach Westen zeigte.

„Sieh nur“, flüsterte Jonathan. „Dort liegt unsere Zukunft!“

Es sprach so viel Glück und Zufriedenheit aus seiner Stimme, dass sie ihm nicht widersprechen wollte.

Sie hatte Glück gehabt, sich einen solch gut aussehenden Mann zu angeln und so hütete sie sich davor ihn zu verärgern. Sie war keine Schönheit. Sie war groß und kräftig, taugte zur Arbeit, aber wenigstens hatte sie Rundungen an den richtigen Stellen – jetzt, unter den vielen Lagen Kleidung kaum noch zu erahnen. Ihr Gesicht war eher kantig, mit hohen Backenknochen und einem energischen Kinn. Nicht viele Männer hatten ihr den Hof gemacht und so war sie voller Zweifel, fast Ablehnung gewesen, als Jonathan erschienen war. Doch er war geblieben, höflich und zielstrebig hatte er um ihre Hand angehalten. „Findest du mich denn schön?“, hatte sie geflüstert.

„Aber ja! Sieh nur, deine schöne gerade Nase und deine hübschen braunen Augen! Du wirst eine wunderbare Ehefrau für einen Schmied!“

Schmied! Die letzten Jahre waren hart gewesen. Voller Arbeit und Plackerei, aber sie hatte sich nicht beklagt. Ihr Glück war vollkommen gewesen, als Thomas geboren wurde. Ihr kleiner, zarter Engel. Damals hatte es angefangen! Jonathans Idee vom Auswandern. Jeden Taler ihres geringen Auskommens hatte er gespart und nun standen sie alle hier, an Bord der „Seabird“. Voller Begeisterung nahm Jonathan seinen Sohn Huckepack und zeigte auf die Möwen: „Wir sind so frei wie diese Vögel! Wir können fliegen!“

„Fliegen!“, jauchzte das Kind, als der Vater sich wie ein Derwisch im Kreis drehte.

Theresa schaute nach oben, wo in Schwindel erregender Höhe die Matrosen wie die Affen in den Masten kletterten und die Segel setzten. Sie blähten sich wie Bettwäsche auf der Leine, wenn der Wind die Laken trocknete, und sie blinzelte. Wann würde sie je wieder saubere Bettwäsche sehen? Mit Schaudern dachte sie

an den dunklen Schiffsrumpf, der für die nächsten Wochen ihr Zuhause sein würde. Sie genoss die Augenblicke auf dem Deck, denn in Zukunft würde der Aufenthalt im Freien geregelt sein. Wie in einem Gefängnis!

„Meine Männer müssen arbeiten!“, hatte der Kapitän gesagt. „Da geht es nicht, dass ständig irgendjemand im Weg herum steht!“

Sie fürchtete sich vor der Ansprache des Kapitäns, die für den späten Vormittag angesetzt war. Dabei war ihr der Mann nicht einmal unsympathisch. Ein hagerer, disziplinierter Mann mit sorgsam gestutztem Bart, der seine Mannschaft offensichtlich gut im Griff hatte. Aber mit der gleichen Strenge, mit der er seine Leute befehligte, richtete er seine Worte auch an die Passagiere.

„Ich gehe nach unten“, murmelte sie.

„Ja, geh nur, ich komme gleich!“, lachte Jonathan.

Sie nickte kurz und ging über den schwankenden Boden zurück zu der Luke, die zu ihrer Unterkunft führte. Sie raffte ihre Röcke und kletterte vorsichtig nach unten. Mit jeder Stufe wurde es heißer und stickiger. „Wie der Weg in die Hölle!“, dachte sie in einer plötzlichen Vorahnung, die ihr Herz zusammenkrampfen ließ. Sie murmelte schnell ein Gebet, dann hastete sie zu ihrer Unterkunft. Ein niedriger Raum, dunkel und stickig, den sie sich mit noch fünfzig anderen Reisenden teilen musste. Schmale Kojen standen an den Wänden ringsum, drei übereinander, mit denen der Raum eigentlich schon restlos überfüllt war, dennoch lagen auch in der Mitte noch Säcke, auf denen sich Menschen niedergelassen hatten. Sie drängte sich durch das Gewimmel, bis sie ihr Bett erreichte und mutlos darauf niedersank. Es war zu niedrig, um zu sitzen und so lag sie einfach da, musterte das Chaos, in dem sie nun leben sollte.

Mütter versuchten ihre aufgeregten Kinder zu beruhigen und Männer waren lauthals in heftige Diskussionen vertieft. Schon jetzt gab es Streit um die besten Plätze.

Theresa schloss einfach die Augen und versuchte das alles nicht mehr zu hören. Ihre Hand suchte nach der ledernen Truhe neben dem Bett, in der ihre Habseligkeiten untergebracht waren. Wäsche zum Wechseln, einige Andenken, das war alles, was von

ihrer früheren Leben übrig geblieben war. Die Truhe war noch da und erleichtert atmete sie durch. Aber wer sollte hier etwas stehlen? Der einzige Reichtum befand sich in zwei Gürteln, die Jonathan und sie unter der Wäsche auf dem Leibe trugen. Geld, um in Amerika einen Neuanfang zu wagen. Sie döste ein wenig, erschöpft von den letzten Tagen, die sie mit hunderten anderer Menschen im Auswandererhaus im Hafenviertel verbracht hatte.

„Mama!“, weckte sie die vorwurfsvolle Stimme ihres Sohnes. Orientierungslos fuhr sie hoch, nur um sich gewaltig den Kopf anzustoßen. „Autsch!“, entfuhr es ihr. Ihr Sohn kicherte ausgelassen und sie tadelte ihn mit einem wütenden Blick. „Man lacht nicht, wenn jemand sich weh tut!“

Sofort verschwand das Lachen aus den blitzenden blauen Augen und schon taten ihr die Worte leid. Sanft streichelte sie durch die blonden Locken: „Ach, macht nichts. Es hat überhaupt nicht wehgetan!“

„Die Betten sind so klein!“, schimpfte Thomas.

„Ja, sehr klein!“

„Wo schlafe ich?“

„Na, hier bei mir“, lächelte Theresa. Sie hatten nicht das Geld gehabt, um drei Kojen zu bezahlen. „Und wo schläft Papa?“

„Über uns!“, deutete Theresa auf die Koje über ihrem Bett.

Schon stand Jonathan neben ihr und grinste breit. „Nein, ich schlafe ganz oben. Dieses Mädchen hier schläft in der Mitte. Sie heißt Cäcilie. Ihre Familie hat die Kojen neben uns.“

„Oh, herzlich willkommen“, begrüßte Theresa das vielleicht fünfzehnjährige Mädchen. „Ich heiße Theresa Bruckner! Wandert ihr auch nach Amerika aus?“

Höflich reichte ihr das Mädchen die Hand und machte einen Knicks: „Ja, wir haben einen Onkel in Ohio. Dort wollen wir erstmal hin.“

„Oh, es ist schön, dass ihr dort drüben jemanden kennt. Wir sind ganz allein!“

Das Mädchen sagte nichts mehr und Theresa blickte sich um. Irgendwie hatten es die Frauen geschafft, ein wenig Ordnung in das Chaos zu bringen. In der Mitte des Raumes blieb sogar ein

wenig Platz frei, so dass man sich setzen konnte. Überall waren die Familien dabei, sich gegenseitig vorzustellen. Jonathan stand schon wieder mitten in der Menge und schwang großartige Reden. Sie lächelte über seinen Eifer, aber eben deswegen liebte sie ihn. Seine Abenteuerlust war geradezu ansteckend und sie hatte sich von seiner Phantasie und seinen Geschichten buchstäblich verführen lassen. Aber tatsächlich war es etwas anderes, in ihn verliebt zu sein, ihn wie ein kleines Mädchen anzuhebeln, als nun mit ihm verheiratet zu sein und die Verantwortung für einen kleinen Jungen zu haben.

„Eigentlich habe ich jetzt zwei kleine Jungen!“, dachte sie ein wenig spöttisch, als ihr Mann so dastand, mit den Daumen unter den Hosenträgern, breit und groß, mit einigen Fransen seiner Stirnhaare, die ihm ins Gesicht fielen. Er warf sie immer mit einem Ruck nach hinten, wie ein wildes Pferd, das die Mähne schüttelt.

Eine schrille Pfeife ertönte und sie wusste bereits, dass dies das Signal war, dass alle an Deck zu erscheinen hatten. Zusammen mit den anderen bildete sie eine ordentliche Reihe, außerdem mischten sich einige junge Männer, die allein reisten, unter die Familien. Sie waren in einer anderen Kajüte untergebracht, um den Frauen wenigstens einen Rest an Intimität zu gewähren. Langsam kletterten alle an Deck und Theresa atmete die frische Luft ein. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie stickig und heiß es unter Deck war. Erwartungsvoll stellten sich alle auf, warteten auf die Worte, die der Kapitän sprechen würde. Einige Kinder sprangen aufgeregt umher, wurden jedoch sofort still, als der Kapitän auftauchte.

„Nun!“, hallte es überraschend laut über das Schiff. „Ich bin Kapitän Masterson! Ich befehle dieses Schiff! Die „Seabird“ wird Sie alle sicher nach Amerika bringen, so Gott will!“ Er machte eine künstlerische Pause und blickte ernst auf die versammelten Menschen. „Wir werden eine lange Zeit zusammen sein und deshalb ist es nötig, dass Sie alle gewisse Regeln einhalten. In erster Linie bin ich dafür verantwortlich, dass Sie alle gesund und munter Ihr Ziel erreichen. Deswegen werde ich mit aller Härte gegen jeden vorgehen, der sich nicht an die Regeln hält! Ist das klar?“

Wieder schweiften seine Augen über die versammelten Menschen und leises Murmeln antwortete ihm auf diese Frage. „Das Essen und das Wasser sind rationiert! Zum Waschen oder Säubern wird Meerwasser benutzt. Einmal am Tag wird mit Meerwasser geduscht. Männlein und Weiblein fein säuberlich voneinander getrennt. Ist das klar?“

Theresa blickte ungläubig auf den Kapitän. Wollte er ihnen etwa befehlen, wann sie zu baden hatten? Mit Meerwasser?

Ehe sie weiter darüber nachdenken konnte, fuhr der Kapitän in seiner Ansprache fort: „Jede Familie bekommt einen Eimer für ihre Notdurft. Dieser ist sofort zu entleeren und zu säubern! Der Washtag für die Wäsche wird vorher verkündet. Das hängt davon ab, ob wir gutes Wetter haben. Ausgenommen die Binden der Damen oder die Windeln der Babys!“

Theresa wurde knallrot. Es war das erste Mal, dass ein Mann ein so unanständiges Wort überhaupt in den Mund nahm! Wie konnte er nur? Binden! Über so etwas redete man doch nicht!

Ungerührt sprach der Kapitän weiter: „Für alle gibt es täglich einen Spaziergang an Deck. Wer dazu imstande ist, sollte ihn nicht verpassen, denn er fördert die Gesundheit. Besonders Mütter mit Kindern sollten die Zeit nutzen, auch wenn es vielleicht windig oder kalt ist. Bald erreichen wir ohnehin wärmere Gewässer. Ansonsten möchte ich Sie bitten, die Routine der Mannschaft möglichst wenig zu stören. Das ist alles! Bitte gehen Sie nun wieder unter Deck. Der Koch wird in Kürze das Essen bringen. Jeder erhält für die Reise sein Geschirr, für das er dann selbst verantwortlich ist!“

„Wo sollen wir es denn waschen?“, wagte eine Frau zu fragen.

„Na, in dem Eimer! Da könnt ihr auch eure Wäsche waschen!“

In Theresa drehte sich vor Ekel der Magen um. Ein und derselbe Eimer zum Waschen, Urinieren und Geschirrabwaschen? Herr im Himmel!

Aber es kam noch schlimmer. Ernüchtert kehrten die Passagiere in ihr Quartier zurück und blickten voller Entsetzen auf den Kessel, den ein Matrose lieblos auf den einzigen Tisch des Raumes knallte. In ihm schwamm eine undefinierbare Suppe aus allerlei Gemüse und Kartoffeln. Das war also das Mittagessen.

Theresa erkannte in diesem Augenblick, dass sie diesem Schiff auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. Sie nahm Thomas an der Hand und stellte sich in die Reihe, um eine Kelle zu ergattern. Selbst ihr Mann war merkwürdig ruhig geworden und dachte vermutlich an das Geräucherte und Eingelegte, das es sonst immer zum Essen gegeben hatte.

Sie erhielten jeder einen Napf, einen Becher und Besteck, dann klatschte der Matrose eine Kelle der Brühe in ein Behältnis, von dem niemand sagen konnte, für was es sonst schon gebraucht worden war. Für die kleineren Kinder gab es tatsächlich einen Brei und so stellte sie sich an, um etwas für Thomas zu bekommen. „Ab morgen dürfen die Mütter in die Kombüse und selbst etwas für die Kinder kochen“, knurrte der Matrose. „Wasser gibt es an Deck!“

Schon war er verschwunden und hinterließ einige ratlose Menschen. „Gibt es diesen Fraß jetzt jeden Tag?“

„Wohlan! Mit gefangen, mit gehangen! Wir können ja schlecht wieder aussteigen!“, meinte ein älterer Mann.

Lustlos fischte Theresa einige Kartoffelstückchen aus der Suppe, denn ihr war der Appetit restlos vergangen.

Ihr Mann dagegen stopfte mit Heißhunger das Zeug in sich hinein, so als müsse er beweisen, dass alles seine Ordnung hat. „Schmeckt doch gut!“, brummte er mit vollem Mund.

Am Nachmittag durften die Frauen und Kinder wieder an Deck und still sah Theresa zu, wie Thomas mit einem kleinen Mädchen spielte. Die Mutter versuchte ein Gespräch mit ihr, aber Theresa gab einsilbige Antworten.

Schließlich entschuldigte sie sich für ihre Unhöflichkeit: „Ich bin ein wenig unpässlich! Hoffentlich vergeht es wieder!“

„Oh, das tut mir leid! Legen Sie sich doch hin! Ich passe gerne auf Ihren Thomas auf!“

„Nein, es geht schon! Die frische Luft tut mir gut!“

Mit diesen Worten stellte sie sich an die Reling und schaute in das Wasser, das unter ihnen hinweg glitt. Weit in der Ferne konnte sie noch die Küste erkennen und sie seufzte tief.

Das Schiff schaukelte sanft auf und ab und manchmal wehte ihr die Gischt ins Gesicht. Es graute ihr davor wieder in das Verlies, wie sie es nannte, herunterzusteigen.

Zum Abendessen gab es frisch gebackenes Brot mit Käse und erleichtert biss Theresa in die Schnitte. Die Stimmung stieg, als ein Mann seine Fidel hervorzog und musizierte. Bald klatschten alle den Rhythmus und die Kinder hüpfen lachend im Kreis. Irgendwie war es doch schön!

Theresa wurde müde und bereitete sich für die Nacht vor. Sie band ihre komplizierte Flechtfrisur auf und büstete ihr langes braunes Haar. Dann machte sie sich einen langen Zopf und setzte ihre Nachthaube auf. Thomas steckte bereits in seinem langen Hemd und wartete darauf, dass seine Mutter sich zu ihm legte. Jonathan hielt eine Decke als Sichtschutz vor seine Frau, damit sie sich ausziehen konnte.

Schnell entledigte sie sich der Röcke und Mieder und schlüpfte in ihr bequemes Nachtgewand. Nur den Gürtel mit dem Geld behielt sie am Körper. Über ihr knarrte es, als das Mädchen sich ruhelos hin und her warf. Theresa bekam Platzangst, schielte immer wieder ängstlich nach oben, ob die Betten wohl halten würden. Vielleicht sollte sie lieber mit ihrem Mann tauschen? Wie sollte sie hier nur schlafen? Steif lag sie in der engen Koje, in der kaum Platz für sie, geschweige denn für ihr Kind war! Wie sehr beneidete sie plötzlich die Frauen, die auf den Schlafsäcken am Boden schliefen. Vielleicht sollte sie auch mit jemandem tauschen?

Sie horchte auf die Geräusche, die zu ihr hinüber drangen. Leises Geflüster, lautes Schnarchen, hier und da ein Husten, im hinteren Teil des Raumes brüllte ein Baby, das sich nicht beruhigen ließ. Hier würde es nie Ruhe geben! Hinzu kam die schwere, stickige Luft von den Ausdünstungen der Menschen. Warum konnte man keine der Fensterluken öffnen? Die einzige Luftzufuhr kam durch die Tür, die nun geschlossen war.

Sie kletterte aus der Koje und stellte sich an die winzige Luke, um einen Blick auf das Meer zu erhaschen. Stockfinstere Nacht schlug ihr entgegen, tiefe Schwärze, nicht einmal die Sterne spiegelten sich im Wasser, aber vielleicht war es auch bewölkt. Wie gern

wäre sie jetzt an Deck gegangen und hätte einen tiefen Atemzug genommen. Aber es schickte sich nicht, nachts den Raum zu verlassen. „Die Matrosen sind wilde Gesellen!“, hatte ihr Mann sie gewarnt. „Du solltest sie meiden!“

Sie kicherte ein wenig, als sie sich vorstellte, dass sie vielleicht barfuß und mit Nachthemd bekleidet an Deck schlich. Allein der Gedanke war schon Sünde und so schlug sie sich erschrocken die Hand vor den Mund. Sie wollte in ihre Koje zurück, doch Thomas hatte sich quer gelegt, so dass nun überhaupt kein Platz mehr für sie war. Seufzend wickelte sie eine Decke um ihre Schultern und setzte sich in eine Ecke. Quer durch den Raum erkannte sie schemenhaft eine Frau, die ihr Baby an der Brust angelegt hatte, um es zu beruhigen. Das Saugen des Babys war deutlich über den Atemzügen der anderen zu hören und Theresa lächelte gerührt. Irgendwann döste sie ein, träumte von milchigweißen Flüssen und grünen Wiesen, auf denen ihre zukünftigen Kinder spielten.

Die nächsten Tage verliefen ereignislos, fast langweilig. Eine gewisse Routine spielte sich ein, als das Schiff langsam nach Süden fuhr und auf günstigen Wind wartete, um sie über den großen Teich zu segeln.

Morgens durften als erstes die Frauen und Kinder zum Waschen auf Deck. Mit den stinkenden Eimern in der Hand kletterten die Frauen nach oben und leerten diese mit dem Wind über die Bordwand. Hinter großen Leinentüchern konnten sie sich schließlich waschen, abgeschirmt vor den begehrlchen Augen der Matrosen. Nur der Ausguck des Schiffes war ein beliebter Arbeitsplatz, weil man von dort einen Blick auf die Frauen erhaschen konnte. Das Salzwasser trocknete die Haut aus, machte sie spröde und rau, doch der Kapitän gab nur jeweils einen kleinen Eimer mit Süßwasser für die Pflege der drei Babys. Die Mütter konnten es nicht lassen, wenigstens ihre Gesichter ein wenig mit dem lauwarmen Wasser zu waschen und ernteten sofort neidische Blicke der anderen Frauen. So ein Luxus!

Wehmütig schlüpfen die Frauen wieder in ihre unbequeme Kleidung, schnürten sich gegenseitig die Mieder und kämmten sich sorgsam die Haare, nur um sie sofort unter irgendwelchen

Hauben oder Kopftüchern verschwinden zu lassen. Dann durften sich die Männer und Junggesellen waschen, nun nicht mehr von Leinentüchern gegen Blicke geschützt. Oft wurde es eine ausgelassene Balgerei, die einzige Möglichkeit, am Tag etwas Dampf abzulassen. Anschließend saßen alle auf ihren Plätzen und warteten auf die erste Mahlzeit des Tages. Das Essen blieb gleich bleibend gut oder schlecht, je nach Ansicht. Man gewöhnte sich auch nicht daran!

Theresa ernährte sich ausschließlich von dem Brot mit Käse und ließ regelmäßig eine Mahlzeit aus. „Du wirst bald so dürr wie eine Bohnenstange sein!“, schimpfte ihr Mann.

„Ich esse nichts, wenn ich nicht weiß, was darin ist!“

„Du solltest froh sein, dass es überhaupt etwas gibt.“

Es wurde merklich wärmer und die Frauen schwitzten in ihrer warmen Kleidung. Sehnsüchtig sahen sie zu den Männern hinüber, die in ihren Hosen und einfachen Hemden wesentlich zweckmäßiger gekleidet waren als die Frauen in ihren langen Röcken. Unter Deck war es nicht zum Aushalten und um Luft fächelnd saßen die Frauen auf ihren Matratzen und sehnten den Deckspaziergang herbei.

Der Kapitän hatte schließlich ein Einsehen und dehnte die Stunden für die Passagiere aus. So herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, ein Gewirr aus Kindern und Frauen, Babys und Männern, die sich auf den Vorbauten und Kisten des Schiffes niederließen oder dazwischen Verstecken spielten. Der Kapitän übersah das Chaos mit ruhiger Gelassenheit. Er berechnete den Kurs, maß die Entfernung mit seinem Sextanten oder ließ sich die Geschwindigkeit von einem Maat zurufen. „Sieben Knoten!“, ertönte es über das Deck. Geschickt hielt der Kapitän das Schiff vor dem Wind, kreuzte immer wieder, bis sich die Segel blähten.

Erste Freundschaften entstanden, kurze Kontakte, denn alle wussten, dass sie sich nach ihrer Ankunft in alle Winde verstreuen würden. Trotzdem nutzten gerade die Männer die Möglichkeit, Informationen auszutauschen. Viele Weisheiten kamen nur vom Hörensagen, Märchen, die weiter erzählt wurden, trotzdem schöpften alle Hoffnung aus ihnen.

„Wir gehen nach Oregon! Dort soll der Boden besonders fruchtbar sein!“, erzählte ein Mann aus dem Schwarzwald. Andere wollten nach Ohio, zum Missouri oder nach Chicago. Jeder erzählte etwas anderes und beim abendlichen Kartenspiel wurden die Träume immer großspuriger.

Die Gespräche der Frauen drehten sich um praktischere Dinge. Welches Gemüse könnten sie anpflanzen, wie waren die Jahreszeiten in dem neuen Land, würde es Schulen für die Kinder geben und gab es schon eine Kirche? Jonathan hatte eine Einladung von den Bewohnern von Julesburg erhalten, dort eine Schmiede zu gründen. Eigentlich war es eine Anzeige in der Zeitung gewesen, die er zufällig gelesen hatte. Er wusste nicht, wie viele darauf geantwortet hatten, aber er war der Einzige, der nun tatsächlich auf dem Weg dorthin war.

„So, ihr geht nach Julesburg!“, lächelte Jonas Bergbauer, ein grobschlächtiger Mann mit breiten Schultern, die verrietten, dass auch er anpacken konnte.

„Ja, ich dachte, dass ich es mir mal anschau!“ , meinte Jonathan.

„Dort gibt es viele deutsche Familien! Ihr werdet euch dort sicher wohl fühlen. Gutes Farmland! Der Plattefluss bringt genügend Wasser.“

„Woher weißt du das?“, wunderte sich Jonathan.

„Ich habe einen Onkel dort!“

„Warum geht ihr dann nicht auch dorthin?“

„Ach, ich versuche mein Glück in Oregon! Aber bis Julesburg können wir zusammen bleiben! Der Bozemann Trail führt daran vorbei!“

„Der Bozeman Trail?“

„Ja! Das ist der Weg nach Oregon. Ein Herr Bozeman hat ihn entdeckt. Daher der Name.“

„Ich freue mich, wenn wir beisammen sind“, erklärte Jonathan offen.

Dann erreichten sie eine Inselkette und der Kapitän nahm ein letztes Mal vor der langen Reise frisches Wasser an Bord. Es war eine Abwechslung in der täglichen Routine und so standen die

meisten Passagiere an Bord, als das kleine Beiboot zu Wasser gelassen wurde.

Einige junge Männer und Jungen nutzten den Aufenthalt, um zu schwimmen und neidisch schauten ihnen die Frauen zu. Schließlich zogen zwei unverheiratete Mädchen gegen den Protest ihrer Eltern einfach ihre Nachthemden an und kletterten an der Strickleiter ins Wasser hinunter. Der Stoff blähte sich im Wasser auf und es sah aus, als wären zwei Schmetterlinge ins Meer gefallen. Unter dem Gelächter und Gejohle der Matrosen kletterten die beiden schließlich verlegen an Bord. Der Stoff klebte an ihrer Haut und offenbarte jede Kleinigkeit ihrer Rundungen bis ins Detail. Ihre besorgten Mütter wickelten sofort eine Decke um die Mädchen und brachten sie laut schimpfend aus der Sichtweite der lüsternen Augen. Der Kapitän schüttelte nur gutmütig den Kopf. Er wusste um die lange, langweilige Überfahrt und gestand allen gern diesen Übermut zu. Noch waren alle gesund und es versprach, eine gute Überfahrt zu werden.

In den nächsten Tagen glitt das Schiff zum ersten Mal nach Westen. Eine frische Brise erleichterte das Vorwärtsskommen und alle waren frohen Mutes. Oft standen die Menschen an der Reling und schauten den Delfinen zu, die das Schiff übermütig begleiteten. „Sieh nur!“, kreischte Thomas, „Die Fische können fliegen!“ „Nein!“, korrigierte ihn Theresa. „Die Fische springen nur.“ „Lass ihn doch!“, lachte ihr Mann. „Natürlich können die Fische fliegen! Sie fliegen immer weiter in die Sonne hinein!“ „Wirklich?“, staunte das Kind. „Ja! Sie fliegen in die Sonne hinein und landen dann gebraten auf unserem Tisch!“ „Jetzt rede doch nicht solchen Unsinn! Du verwirrst das Kind ja völlig!“ „Aber nein! In Amerika gibt es überall fliegende Fische! Da brauche ich nur noch ein großes Netz, um sie zu fangen!“ „Oder die Schürze von der Mama!“, meinte Thomas mit glänzenden Augen. „Ja, die Fische fliegen direkt in die Schürze und Mama muss sie dann nur noch in den Kochtopf werfen!“

Beide kicherten ausgelassen und selbst Theresa musste schmunzeln. Ihr Mann war wirklich ein lustiger Vogel!

Ein frischer, aber auch kräftiger Wind trieb das Schiff vorwärts und sofort wurden die ersten Passagiere seekrank. Auch Theresa kämpfte mit der Übelkeit und ein penetranter Gestank breitete sich im Zwischendeck aus.

Theresa lag in ihrer Koje und wünschte sich nur noch, dass das Schiff endlich stehen blieb. „Bitte, halt es an! Oh, mein Gott! Halt es doch an!“, flehte sie zum hundertsten Male. Doch erbarmungslos stürzte das Schiff den nächsten Wellenberg hinunter, nur um dann wieder emporgehoben zu werden. Unermüdlich, ständig, pausenlos und ohne Gnade für die Menschen, die mit dem Brechreiz zu kämpfen hatten. Oft wurde das Bettzeug beschmutzt und der saure Gestank haftete an den Menschen.

Dann wurde aus der frischen Brise ein Sturm. Ohne Warnung schlug das Wetter um und mit knapper Mühe und Not rafften die Matrosen die Segel, sonst wären sie bei den Böen wohl zerrissen. Wie ein Ball auf dem Polofeld wurde das Schiff hin und her gestoßen. Immer höhere Wellenberge türmten sich auf und das Schiff wurde wie von einer riesigen Faust empor getragen und wieder fallengelassen. Alles, was nicht irgendwie befestigt war, wurde kreuz und quer geschleudert, auch die Menschen. Hilflös klammerten sie sich an den Kojen oder an sonst irgendetwas fest, als das Schiff sich wie ein bockendes Pony hin und her warf.

„Wir werden alle ertrinken!“, kreischte eine Frau völlig hysterisch. Gepäckstücke flogen durch den Raum und ein Baby wurde der Mutter aus dem Arm gerissen und prallte mit voller Wucht gegen die Wand.

Verzweifelte Hände griffen nach dem Kind, aber ihm konnte nicht mehr geholfen werden. Die abgehackten Schreie der Mutter zeugten von dem entsetzlichen Leid, das hier geschehen war. Mit der nächsten Böe stürzte das Schiff nach vorne und ein riesiger Schwall Wasser ergoss sich in den Raum. Alle waren klatschnass und das Schreien der Menschen wurde zu einem flehenden Gebet, als viele sich in ihrer Verzweiflung an Gott wandten. Theresa hielt ihren Sohn im Arm und betete unablässig das Vaterunser.

Wie in Trance murmelte sie die wohlbekanntenen Zeilen, ihre Lippen zitterten vor Angst. Thomas hatte aufgehört zu schreien und hatte sich wie ein Äffchen an seine Mutter geklammert. Vor ihrer Koje kniete Jonathan, bemüht seine Familie zu schützen, aber dieses Unwetter ging über seine Kraft. Immer wieder wurde er durch den Raum geschleudert, trug Blutergüsse und Schorfwunden davon.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht, erst in der Morgendämmerung legte er sich so plötzlich, wie er gekommen war. Völlig erschöpft sanken die Menschen zusammen, schliefen dort ein, wo sie gerade lagen oder saßen.

Nur die Mutter hielt ihr totes Baby im Arm und schaukelte summend vor und zurück. Ihr Mann hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen gebrochenen Arm, unfähig seine Frau irgendwie zu trösten. Niemand von der Mannschaft ließ sich blicken, nicht einmal der Arzt, denn dieser musste erst nach den Verletzungen der Matrosen sehen. Wer sich noch auf den Beinen halten konnte, wurde in den Kielraum des Schiffes geschickt, um das Wasser heraus zu pumpen. Wertvolle Ladung war zerstört worden und die Mannschaft rettete, was noch zu retten war. Schlimmer war der Verlust einiger Lebensmittel und der Kapitän ließ sofort eine Bestandsaufnahme machen. Zwei wertvolle Wasserfässer waren zerstört und einige Lagen von getrocknetem Fisch und Fleisch waren durchnässt worden.

„Wasser wird ab sofort rationiert und das Fleisch wird in den nächsten Tagen gegessen, ehe es verdirbt!“, ordnete der Kapitän an. Dann schickte er die Zimmerleute, um Reparaturen durchzuführen. Endlich erschien auch der Arzt im Zwischendeck und kümmerte sich um die Verletzungen der Passagiere.

Traurig senkte er den Kopf, als er den Körper des Babys mitnahm. Es war das erste Opfer auf dieser Reise und andere sollten noch folgen.

Der Kapitän hielt eine kurze Andacht, las ein wenig aus der Bibel und schloss mit dem Vaterunser, dann überließ er die Leiche des Babys der See. Die Andacht war entsetzlich kurz, fast kalt, so als wollte der Kapitän das Leid nicht an sich heranlassen.

Der kleine Körper platschte ins Wasser, wurde sofort unter Wasser gezogen, dann war er auf immer verschwunden. Wehklagend sank die Mutter in die Knie, verstand nicht, was hier so schnell geschehen war. Hysterisch schreiend verlangte sie ihr Baby zurück. „Nicht so, nicht so!“, rief sie die ganze Zeit.

Ihr Mann führte die schluchzende Frau unter Deck, doch auch dort konnte er sie nicht beruhigen. Tagelang heulte und weinte die Frau, so dass ein normales Leben unmöglich wurde. Ständig wurden alle mit ihrer Trauer konfrontiert und niemand fand Worte, um die Frau zu trösten.

Nach dem Unwetter versuchten die Passagiere ihre Sachen wieder zu trocknen, doch die Nässe hatte sich in die Matratzen und Decken gesogen. Es roch nach Moder und Schimmel, vermischt mit dem sauren Gestank des Erbrochenen. Immer noch plagte viele die Seekrankheit, obwohl der Schiffsarzt sein Möglichstes tat, um zu helfen. Großzügig verteilte er Äpfel, die ohnehin faul zu werden drohten.

Der saure Geschmack half tatsächlich ein wenig und zumindest Theresa fühlte sich besser. Inzwischen gab es dreimal am Tag Fisch. Fisch, der nach Salzwasser stank und nach Salzwasser schmeckte. Aber niemand beschwerte sich, denn allen war klar, dass es anschließend kein Fleisch oder Fisch mehr geben würde. „Was essen wir dann?“, fragte Jonathan den Koch. „Nun, nicht alles ist verdorben! Wir haben noch einige Fässer mit Kraut. Und Mehl ist auch noch da. Außerdem können wir angeln!“

„Na, das ist ja wunderbar“, meinte Jonathan sarkastisch. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ein paar Fische für über hundert Leute reichen würden.

Wieder vergingen die Tage, trostlos und niederschmetternd. Von dem anfänglichen Enthusiasmus war nichts mehr geblieben, außer blanker Verzweiflung. Erste Fälle von Skorbut breiteten sich aus, obwohl der Koch vorbeugend Sauerkraut verteilte. Aber nicht jeder verstand den Sinn dieser Maßnahme und so weigerten sich viele, davon zu essen!

Die geschwächten Menschen kamen kaum noch aus ihren Kojen hoch und unweigerlich breiteten sich Krankheiten aus. Nur die widerstandsfähigsten, wie Jonathan, versammelten sich noch an

Deck und unterhielten sich aufgebracht über die Situation. Aber es war lediglich Ausdruck ihrer Hilflosigkeit, ein Dampf ablassen, denn ändern konnten sie nichts. Wütend forderten sie eine Erklärung von dem Kapitän, wie er auf die Situation reagieren würde, und senkten betreten die Köpfe, als dieser unumwunden gestand, dass es keine Lösung und auch kein Zurück mehr gab. Hier half nur noch beten!

Besorgt kehrte Jonathan zu seiner Koje zurück, in der seit Tagen sein kleiner Sohn fieberte. Beten! Sein Sohn brauchte Medikamente oder einen kompetenten Arzt und nicht diesen unfähigen Quacksalber, der sich manchmal äußert widerwillig in die Quartiere der Passagiere verirrt.

Jonathan umklammerte seine Hosenträger, als suche er Halt bei ihnen, und blickte auf seinen Sohn, dessen kleines Gesicht glühte. Theresa kühlte ihm die Stirn mit einem Lappen und sah ihren Mann mit haselnussbraunen Augen an. „Sein Fieber ist so hoch!“ „Vielleicht hat er sich nur ein bisschen erkältet!“

Sie nickte erleichtert und wandte sich dann wieder dem Kind zu.

Aber das Fieber breitete sich aus. Bald lag mehr als die Hälfte aller Passagiere mit hohem Fieber und fleckigen Gesichtern darnieder. Beunruhigt beugte sich der Arzt über die Kranken und befürchtete eine Epidemie.

„Die Matrosen sollen die Passagiere meiden“, empfahl er dem Kapitän.

„So?“ Eine steile Falte zeigte sich im Gesicht des Kapitäns. „Ist es ernst?“

„Ich befürchte, es ist Typhus!“

Der Kapitän biss die Lippen aufeinander. Er wusste, was das bedeutete. Er hatte schon einmal fast die Hälfte aller Passagiere durch eine Epidemie verloren. „Und jetzt?“

Der Arzt zuckte die Schultern: „Wir können nur abwarten!“

Theresa saß die nächsten zwei Tage neben ihrem kleinen Sohn und hielt dessen heiße Hand. Sie war so klein, so zart, fast zerbrechlich. Die Haut des Kindes schien durchsichtig zu sein und die Brust hob und senkte sich unregelmäßig. Ihr war schlecht vor

Angst, als sie immer wieder kühle Umschläge machte und versuchte, das Fieber zu senken.

„Mama? Fahren wir wieder zu Oma und Opa?“, hauchte der kleine Junge. Ihr zerbrach fast das Herz, als sie versuchte zu lächeln:

„Wir wollen doch nach Amerika!“

„Dort, wo die Fische fliegen?“

„Ja, weißt du noch? Wir fangen die Fische und werfen sie in den Kochtopf!“

„Ich mag keine Fische mehr“, erklärte Thomas. „Ich will zu Oma und Opa!“

Müde schloss das Kind die Augen, die Lippen leicht geöffnet, als versuchte es, auf diese Weise seinen Körper zu kühlen. Theresa strich durch die verschwitzten Haare und versuchte sich selbst zu beruhigen. „Kinder haben leicht hohes Fieber. Das vergeht bald wieder“, hatte der Arzt ihr versichert.

Sie döste ein wenig und träumte von der Zukunft in diesem neuen Land. Vielleicht konnte sie einen kleinen Gemüsegarten anlegen? Sie stellte sich vor, wie Jonathan in der neuen Schmiede arbeitete, und sie für das Abendessen eine Vase mit Blumen auf den Tisch stellte. Welche Blumen wuchsen dort eigentlich? Gab es in Amerika Rosen?

Der Atem des Kindes war schwer und holte sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Eigentlich wusste sie nichts über dieses neue Land. Wie hatte sie sich nur zu so einem Abenteuer überreden lassen können?

Dann war auf einmal alles still. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie die Wahrheit erkannte. Alles war so schnell gegangen, dass ihr keine Zeit geblieben war, sich darauf einzustellen oder es zu begreifen. Ihr kleiner Engel war tot.

Sie weinte nicht einmal, so sehr traf sie der Schock. Völlig apathisch saß sie neben dem Kind, so dass ihr Mann erst glaubte, dass sie ein wenig ausruhte, als er vom Deckspaziergang zurückkehrte. Das Kind lag so ruhig, so friedlich, als schlief es. Doch dann erkannte Jonathan an den blicklosen Augen seiner Frau, dass etwas nicht stimmte. Hastig setzte er sich neben sie, tastete erschrocken nach der Brust des Kindes, doch dann erkannte auch er, dass Thomas zu Gott gegangen war.

Ein trockenes Schluchzen stieg in ihm hoch, eine entsetzliche Trauer, die ihn lähmte.

„Für Thomas gibt es keine Zukunft mehr“, sagte seine Frau tonlos, nicht einmal vorwurfsvoll.

„Oh Gott! Das habe ich nicht gewollt“, flüsterte Jonathan heiser.

„Nein! Das hat niemand gewollt! Aber es ist geschehen!“

„Oh Resi! Ich mache es wieder gut! Bitte! Ich mache es wieder gut!“ Heiße Tränen liefen über sein Gesicht und nun konnte auch Theresa nicht mehr an sich halten. Schluchzend brach sie zusammen, klammerte sich an ihren Mann, der ebenso hilflos dasaß und sie fest hielt. „Es tut mir so leid! Es tut mir so leid“, stammelte Jonathan immer wieder.

Der kleine Junge zählte zu den ersten Opfern der Seuche, doch im Laufe des Tages starben noch weitere Passagiere an der heimtückischen Krankheit.

Fassungslos sahen die Hinterbliebenen zu, wie ihre Lieben in Leinen eingewickelt und dann der See übergeben wurden. „Wir haben nicht einmal ein Grab für ihn, an dem wir ihn besuchen können“, schluchzte Theresa.

Der Typhus wütete unter den Menschen. Nach nur einer Woche waren zehn Kinder und dreiundzwanzig Erwachsene gestorben. Cäcilie war plötzlich Vollwaise geworden, hilflos stand sie auf dem Schiffsdeck, als ihre gesamte Familie fast wie Abfall über Bord geworfen wurde. Traurig, aber betont sachlich wandte sich der Kapitän an das Mädchen: „Hast du noch Familie?“

„Ja, einen Onkel in Ohio!“

Der Kapitän war sichtlich erleichtert, denn es war offensichtlich, dass er nicht wusste, wie er mit dem Waisenmädchen umgehen sollte. „Gut, dann werde ich ihn benachrichtigen, damit du zu ihm kannst!“ Cäcilie nickte nur gehorsam mit dem Kopf, konnte das Geschehene überhaupt noch nicht begreifen. Aber auch andere Familien hatte die Krankheit dezimiert. Bei Familie Bergbauer war ein Kind gestorben und die Trauer vereinte die beiden betroffenen Familien. „Ihr seid noch so jung! Ihr werdet bestimmt noch andere Kinder haben“, meinte Jonas voller Mitgefühl. Wenigstens waren ihm noch drei Kinder geblieben.

„Thomas war einzigartig, etwas Besonderes, genauso wie eure Vroni! Niemals kann ein anderes Kind diese Kinder ersetzen!“, meinte Theresa ernst. Dann schickte sie ihre Gedanken zu Gott: „Oh, Vater im Himmel, warum schickst du uns diese Krankheit? Haben wir gesündigt? Haben wir dein Missfallen erregt? Und warum nimmst du uns Thomas? Er war so unschuldig, so rein! Warum hast du nicht uns bestraft? Warum hast du ausgerechnet die Kinder zu dir gerufen?“

Doch der sonst so gnädige oder grausame Gott schwieg. Vielleicht waren die Menschen auf dem winzigen Schiff, das auf dem endlosen Meer hin und her geworfen wurde, einfach zu klein, so dass er ihre Gebete nicht erhörte.